

Die fast vergessene Deportation

Vor 80 Jahren: Die Verhaftung der Sinti und Roma am 16. Mai 1940 markiert den Beginn des Völkermords

VON HANS HESSE

Der Sinto Adolf Adler erinnerte sich 1948, als er in der Entnazifizierungsverhandlung gegen Bremerhavener Kriminalbeamte seine Erlebnisse schilderte, sehr genau an den 16. Mai 1940 in Bremerhaven: „Zwischen 3 und 4 Uhr morgens wurde unser Haus umzingelt. Die Kriminalbeamten kamen hinein und forderten uns in barschem Tone auf, uns sofort innerhalb 5 Minuten fertig zu machen. Wer in dieser kurzen Frist nicht fertig war, wurde getreten und geschlagen. Es handelte sich um 10 Personen.“

Der Kripo-Beamte Reinhard von Diepenbrock berichtete in der Spruchkammerverhandlung, dass sogar „ca. 15 Krim.-Beamte dabei waren.“ Zwischenzeitlich wurden die verhafteten Sinti auf einem Sportplatz gesammelt. „Von dort kam ich in das Polizeifängnis in der Karlsburg“, erinnerte sich Adolf Adler weiter. Als er nach Wasser zum Durstlöchen fragte und darauf hinwies, dass die Frauen auf die Toilette wollten, erlaubte der Leiter der Verhaftungsaktion, Kriminalkommissar August Baden, beides nicht. Stattdessen habe Baden ihm ins Gesicht geschlagen.

Im Laufe der nächsten Stunden trafen immer mehr Sinti im Polizeifängnis ein. Insgesamt waren es über 100 Menschen, die an diesem Tag in Bremerhaven verhaftet wurden.

Anordnung von Himmler

Da die Verhafteten nur einige Kilo Gepäck mitnehmen durften, versuchten sie einen Teil ihrer zurückgelassenen Gegenstände, wie etwa Radios, noch aus dem Polizeifängnis heraus zu verkaufen. Es war letztendlich ein hoffnungsloses Unterfangen, denn der Erlös wurde ihnen wenige Stunden später abgenommen, ebenso Wertsachen wie Schmuck und Taschenuhren. Die übrigen Sachen, Wohnwagen, soweit vorhanden, und größere Gegenstände blieben zurück. Sie wurden wenige Wochen später im Versteigerungslokal Kempfe in Bremerhaven-Lehe versteigert.

Angeordnet war diese Verhaftungsaktion durch Heinrich Himmler in einem Schnellbrief vom 27. April 1940. Aus dem Deutschen Reich sollten 2500 Personen in das von der deutschen Wehrmacht besetzte Polen deportiert werden. An drei Orten wurden die Sinti und Roma gesammelt: jeweils circa 1000 Menschen in Köln und Hamburg und circa 500 bei Stuttgart (Sammellager Hohenasperg).

Diese heute fast vergessene Verhaftungsaktion, die von den Nationalsozialisten als „Umsiedlung“ verharmlost wurde, markiert den Auftakt der Deportationen der Sinti und Roma nach Polen und damit der physischen Vernichtung dieser Minderheit.

Vom Polizeifängnis aus wurden die Sinti und Roma aus Bremerhaven in zwei großen, geräumigen Autobussen und einem Pkw direkt nach Hamburg gefahren. Auch in der Nähe von Oldenburg gab es an diesem 16. Mai



Trügerische Idylle: Auguste Laubinger und ihre Kinder Fridolin und Lydia wurden im KZ Auschwitz-Birkenau ermordet. FOTOS: SAMMLUNG GÜNTER HEUZEROTH

1940 zeitgleich Verhaftungen. Vor allem in Edewechterdamm. In der NS-Zeit wurden hier Sinti und Roma mehr oder weniger deutlich zur Arbeit im Moor zwangsverpflichtet.

Von Oldenburg ging es zunächst nach Bremen-Gröpelingen. Hier im Schützenhof in der Bromfelder Straße hatte die Bremer Kriminalpolizei eine Sammelstelle eingerichtet. Dort wurden Personalien aufgenommen, die Sachen kontrolliert und ein Transport zusammengestellt.

Ziel dieser Transporte aus Bremen und Bremerhaven war in Hamburg zunächst der Fruchtschuppen C am Magdeburger Hafen, wo ein Sammellager eingerichtet worden war. Insgesamt trafen hier über 130 Sinti und Roma aus Bremerhaven und Bremen ein. In den nächsten Tagen wurden sie in „Evakuierungslisten“ erfasst. Am 20. Mai 1940 starteten die Deportations Transporte mit insgesamt rund 1000 Menschen vom Hannoverischen Bahnhof aus.

Unter ihnen war die Familie Karl-Johannes Rose aus Bremerhaven. Karl-Johannes Rose war zwei Tage zuvor gerade 59 Jahre alt geworden als er, seine Frau Maria Sophie und ihr erwachsener Sohn Wilhelm mit seiner Familie in Bremerhaven am Morgen des 16. Mai 1940 verhaftet wurden.

In Hamburg erhielten die Sinti vor der Deportation neue Ausweise. Für Maria Sophie Rose ist ein solcher Ausweis erhalten geblieben (siehe Abbildung). Auf der Außenseite war ein Passfoto eingeklebt. Die Nummer oben rechts wurde den Menschen auf den Unterarm gestempelt.

Die Familie Rose kam zunächst in das KZ Belzec. Bei der Ankunft wurde das Gepäck der

Familie verbrannt. Ihnen wurden nur die Kleidungsstücke gelassen, die sie am Körper trugen. Sie schliefen in einer Baracke auf dem Boden, ohne Decke. Zum Waschen diente ein Teich im Freien. In Belzec mussten sie Schanzarbeiten durchführen, später schwere Torf- und Aufräumarbeiten verrichten.

Im Januar 1945 flüchtete die Familie durch das von der deutschen Wehrmacht besetzte Polen. Dabei starb Karl-Johannes Rose in Polen an Erschöpfung. Er wurde von seinem Sohn Wilhelm beerdigt. Am 9. März 1945, nahezu fünf Jahre nach ihrer Deportation, war die Familie wieder zurück in Bremerhaven.

Am 13. Mai 1940 wurde die Familie Fridolin und Auguste Laubinger in Oldenburg verhaftet. Zu diesem Zeitpunkt hatte das Ehepaar drei Kinder. Über den Bremer Schützenhof in Gröpelingen und Hamburg kamen sie erst in das KZ Belzec, schließlich nach Krynów. Von dort flüchteten sie – zusammen mit der Familie eines Bruders von Auguste, vermutlich Franz Mechau – zurück nach Oldenburg. Sie erreichten die Stadt am 7. November 1940. Jedoch waren zwei Kinder in Polen an den dortigen Lebensumständen gestorben.

Am 15. November 1940 wurden die Familienväter beider Familien verhaftet, weil sie unerlaubterweise aus Polen zurückgekehrt waren. Es folgte die Internierung im KZ Sachsenhausen. Am 13. Mai 1945 wurde Fridolin Laubinger befreit und kehrte nach Oldenburg zurück. Aber dort traf er seine Frau seine Kinder nicht mehr an.

Seine Ehefrau war zusammen mit den beiden Kindern – zwischenzeitlich war im Juni 1941 Fridolin geboren worden – im März 1943 erneut verhaftet und über den Schlachthof in Bremen in das „Zigeunerfamilienlager“ nach Auschwitz-Birkenau deportiert worden. Die Mutter und ihre Kinder wurden in Auschwitz ermordet.

Tod im „Zigeunerfamilienlager“

Ebenfalls in dem „Zigeunerfamilienlager“ in Auschwitz-Birkenau starb Auguste Laubingers jüngerer Bruder Balduin Mechau. Er hatte verschiedenfarbige Augen, ein hellblaues und ein braunes. Der KZ-Arzt Josef Mengele und die Bremer Biologin Karin Magnussen versuchten durch Menschenversuche, seine Augenfarbe zu verändern (wir berichteten). Daran starb Balduin Mechau.

Auch Lydia, die Tochter von Auguste Laubinger, hatte verschiedenfarbige Augen, ein hellblaues und ein braunes. Aus den Notizen von Karin Magnussen geht hervor, dass sie sowohl die Mutter als auch Lydia „untersucht“ hatte. Welcher Art diese Untersuchungen waren und ob sie von Mengele in Auschwitz oder/und Magnussen in Berlin vorgenommen wurden, ist unbekannt.

Von den mehr als 130 aus Bremerhaven und dem Weser-Ems-Gebiet deportierten Sinti und Roma überlebten fast 25 Prozent diese Deportation nicht. Die Hälfte aller Toten stammt aus der Familie Mettbach aus Bremerhaven.

An diesen Auftakt der Endphase des Völkermords an den Sinti und Roma erinnert in Bremen, Bremerhaven wenig, im Weser-Ems-Gebiet nichts. Bis vor kurzem waren

die Namen der Opfer und die Einzelheiten des Geschehens fast vergessen. Hinzu kam, dass in Hamburg, am Ort des ehemaligen Deportationsbahnhofs im Lohsepark (Information unter <https://hannoverscher-bahnhof.hamburg.de/>) in wenigen Jahren ein Dokumentationszentrum öffnen wird. Schon jetzt gibt es ein Namensdenkmal, das die Namen der Opfer nennt. Noch fehlen allerdings die Namen aus Bremerhaven, aus Oldenburg, aus Edewecht, ebenso wie in den Städten selbst, aus denen die Menschen deportiert wurden.



Balduin Mechau



Abgestempelt: Nach ihrer Verhaftung erhielten die Sinti und Roma neue Papiere, hier der Ausweis von Maria Sophie Rose, geborene Laubinger. FOTO: STAATSARCHIV

Das legendäre „Storyville“ als Kapitel für sich

VOR 50 JAHREN Die Polizei prüft zur Zeit, ob und wie die Anwohner des Körnerwalls vor Belästigungen durch jugendliche Lokalbesucher geschützt werden können. 29 Anlieger hatten sich in einem Brief an den Senat über die Kellerlokale „Blues Inn“ und „Storyville“ beschwert – im Fall „Storyville“ nach Ansicht von Verwaltungspolizei und Kriminalpolizei allerdings zu Unrecht.

Seit Juli vergangenen Jahres brauchte dort nicht mehr wegen Ruhestörung eingeschritten zu werden, und bei Routinekontrollen der Kripo wurden auch keine Haschischraucher mehr angetroffen. Wie die Geschäftsführung versichert, werden „Hascher“ konsequent hinauskomplimentiert. (16./17./18. Mai 1970)

HINTERGRUND Schon lange gibt es die legendäre Kellerkneipe „Storyville“ am Körnerwall 16 nicht mehr. Und doch genießt das Lokal noch immer einen außerordentlichen Nachruhm. Nicht nur in den Erinnerungen früherer Kneipengänger, die auffallend häufig von hygienischen Mängeln, süßlichen Dünsten und bulgarischem Rotwein zu be-

richten wissen. „Der Laden war total ver-sifft“, erinnert sich Volker Junck, als Redakteur des WESER-KURIER einst ausgewiesener Experte, wenn es um das „Storyville“ ging. Auch in der Literatur hat das Lokal seine Spuren hinterlassen. In seinem Erfolgsroman „Neue Vahr Süd“ widmet Sven Regener dem so übel beleumundeten Lokal ein ganzes Kapitel. „Es roch nach Alkohol, Schimmel, Zigaretten, Hasch und Räucherstäbchen“, schreibt er.

Wenig anheimelnd auch, was die Anwohner über das „Storyville“ zu sagen hatten. Die benachbarten Grundstücke seien immerzu „mit Exkrementen und Erbrochenem beschmutzt“, lautete die berechtigte Klage, gegen den Haschischkonsum verlangte man scharfe Maßnahmen bis hin zum Konzessionsentzug. Auch wenn die Ordnungshüter abwie-gelten – die Reminiszenzen der Kneipengäste klingen anders.

Die Anfänge des „Storyville“ verlieren sich im Dunkel der Geschichte. Im WESER-KURIER findet sich ein erster Veranstaltungshinweis im Dezember 1962, damals war von einem „Jazzkeller“ die Rede. Was denn auch

den Namen „Storyville“ erklärt: Der ist als Hommage an das gleichnamige Vergnügungsviertel in New Orleans zu verstehen, den vermeintlichen Geburtsort des Jazz. Auf Betreiben des Ratscherrn Sidney Story wurde das Rotlichtviertel 1897 aus der Taufe gehoben, daher die inoffizielle Bezeichnung „Storyville“. So heißt bis heute auch ein bekanntes dänisches Jazz-Label.

Wie aus gut unterrichteter Quelle verlautet, soll dem Bremer „Storyville“ 1983 die Luft

ausgegangen sein. Zwei Jahre später wurde das Mobiliar weggeschafft, daran knüpfen sich eindrucksvolle Schilderungen. Hinter dem „berühmten roten Sofa“ hätten sich neben Zigarettenkippen auch Präservative angefundnen, sagt Junck. Heute weist nichts mehr auf das vormalig so verruchte Lokal hin. Und doch lebt das „Storyville“ irgend-wo weiter: Für den 2010 verfilmten Regener-Roman wurde die berühmte Souter-rain-Kneipe noch mal nachgebaut.



Handgreiflich ging es zu bei den „Straßenbahnunruhen“ im Januar 1968: Hier greift die Polizei im wahrsten Wortsinne hart durch gegen den Fahrer eines Autos, auf dessen Sonnenblenden links „Presse“ und rechts „Storyville-Jazz“ steht. FOTO: JOCHEN STOSS



Viele andere Geschichten finden Sie unter www.weser-kurier.de/wkgeschichte

Wo die Chauken niemals waren

Hobbyarchäologen im Irrtum

VON PETER STOTTMANN

Gelehrt wurde es in der Schule im Fach Heimatkunde: Im Gebiet beiderseits der Weser lebte nachweislich von 12 v. Chr. bis etwa 300 n. Chr. ein Germanenstamm, die Chauken. Das war nicht aus der Luft gegriffen, sondern durch den bekannten römischen Geschichtsschreiber Publius Cornelius Tacitus im Jahre 98 n. Chr. aufgeschrieben worden: „Die Chauken gelten als das vornehmste Volk unter den Germanen, das seine Größe durch Gerechtigkeit erhalten will.“

Das war eine sehr schmeichelhafte Beschreibung für dieses alte Germanenvolk. Da konnte der fünf Meter hohe Hügel zwischen der Richthofenstraße und Bömers Park von einigen Hobbyarchäologen nur den Chauken zugeschrieben werden. Das gab Mitte der 1950er-Jahre den Anlass, eine direkt am Hügel vorbeiführende Neubaustraße mit „Chaukenhügel“ zu benennen. Als kurze Zeit später der Eigentümer ein Gärtchen auf dem Hügel anlegte, fand er in 50 Zentimetern Tiefe eine Urne. Sie enthielt menschliche Überreste. Im Focke-Museum stellte man fest, dass sie nicht knapp 2000 Jahre alt, sondern 1500 Jahre älter war und aus der Bronzezeit stammte. Da machte sich Enttäuschung breit und der Landesarchäologe regte eine Umbenennung der Straße Chaukenhügel an. Verständlicherweise waren die Anwohner dagegen.

Die nunmehr bronzezeitliche Begräbnisstätte hätten die Archäologen am liebsten sofort „angeschnitten“ und untersucht. Sie hätten gerne herausgefunden, ob sich im Inneren des Hügels ein germanisches Fürstengrab verbarg. Doch es sollte noch bis zum Jahr 2011



dauern, bis man endlich eine Grabung machte. Leider fand man kein Fürstengrab mit wertvollen Grabbeigaben, sondern nur Scherben und Gefäße.

Im Nachhinein weiß man es besser. So friedliebend, wie Tacitus sie beschrieben hatte, waren die Chauken nicht, sie trieben als Seeräuber ihr Unwesen. Ein römischer Chronist beschrieb sie als ein Volk, das auf künstlich aufgeworfenen Erdhügeln im Küstenbereich lebte, den Warften. Das höher gelegene Gebiet um den „Chaukenhügel“ in St. Magnus war damit nicht unbedingt ihr Siedlungsbe-reich. Durch Funde belegt, dürften die Chauken eher an der Straße „Am Chaukenbrunnen“ in Huchting gelebt haben.

Neuanfang nach der Diktatur



Als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, lag Bremen größtenteils in Trümmern: Die dritte Ausgabe des Magazins WK | Geschichte schildert das allgegenwärtige Elend und die Sorgen der Bevölkerung. Es zeigt aber auch die ersten Schritte Richtung Zukunft auf – die Stadt unter der US-Flagge, die ersten Wahlen und die Verteidigung der Selbstständigkeit des Landes Bremens. Erhältlich im Handel, in unseren Zeitungshäusern, auf www.weser-kurier.de/shop und telefonisch unter 0421/36716616. 100 Seiten, 9,80 Euro.

REDAKTION GESCHICHTE

Telefon 0421/36713760
Mail: wkgeschichte@weser-kurier.de